Berliner Zeitung

Feuilleton

CORRECTNESS

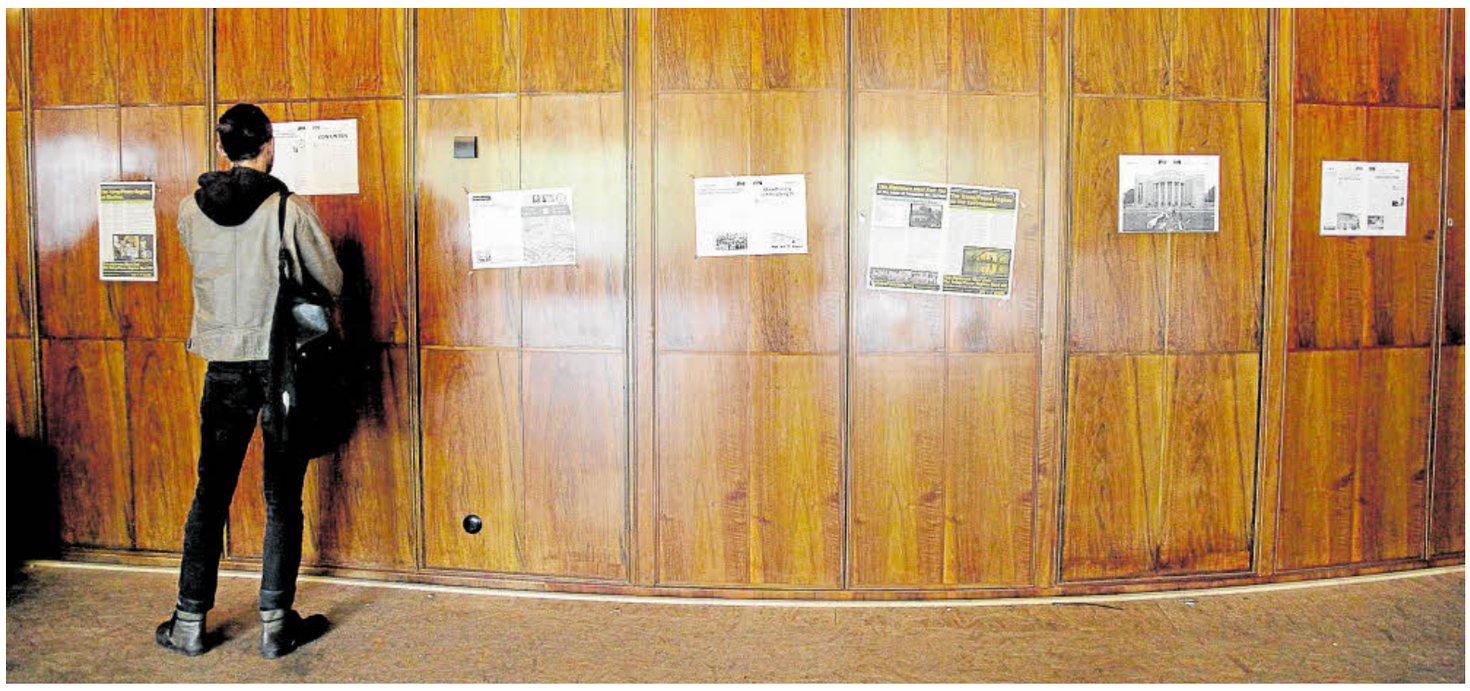
Vegane Butter

Sarah Pepin staunt über sprachliche Verrenkungen im Yoga-Kurs.

Der Schweiß steht mir auf der Stirn, ich begebe mich langsam in den „Nach-unten-schauenden-Hund“ und atme aus. Ich bin in einem Yoga-Kurs in Neukölln, er findet auf Englisch statt. Als ich meinen Fuß aufsetze, höre ich die Stimme meiner Lehrerin: „Smooth as butter“, geschmeidig wie Butter, gefolgt von einem nachgeschobenen „vegan Butter!“ Die Yogis um mich herum lachen. Sie fügt noch hinzu, sie wolle keine Milchprodukt-Referenzen im Kurs machen. Ich beuge mich nach hinten und denke: „Was zum Teufel?“

Ich bin Pescetarierin, habe Respekt vor Veganern und finde Massentierhaltung furchtbar. Ich denke, dass es besser wäre, wenn weniger CO_2 im Zuge der Fleischverarbeitung ausgestoßen würde. Auch die Produktion von Milcherzeugnissen ist durchaus weit entfernt davon, immer artgerecht zu sein. Darum geht es hier aber gar nicht. Manche mögen den Butter-Vergleich als Witz abtun; ich konnte am Ton der Kursleiterin keinen erkennen. Eher eine Angst davor, jemandem zu nahe zu treten. Können Menschen, die kein Fleisch essen, das Wort Schnitzel nicht mehr ertragen?

Seit ein paar Jahren gibt es in Europa wie auch in den USA eine Debatte um politische Korrektheit, auch um „culture of offense“, also um die Kultur des Ärgernisses, der Beleidigung. Der Diskurs umfasst beispielsweise Trigger- oder Contentwarnings (also die Anmerkung, dass in einem Text gewisse Themen behandelt und somit negative Gefühle und Erinnerungen in Wallung gebracht werden könnten; was bei Phänomenen wie Rassismus und Suizid durchaus nützlich sein kann) ebenso wie Zuhörboykotts in Neuköllner Buchhandlungen. Oder auch die Forderung von Studenten, ein Gedicht solle von der Fassade der Alice-Salomon-Hochschule in Berlin entfernt werden, weil es sexistisch sei. Die Liste der Beispiele ist lang, das Dialogsterben keineswegs neu. Und natürlich filtern wir unsere Realität. Wir nehmen nur das wahr, was wir bereits kennen und glauben. Die Kommunikationswissenschaft weiß es; Stichwort „kognitive Dissonanz“. Aber die Art und Weise, wie wir soziale Medien benutzen, kreiert noch einen anderen, Algorithmus-gefütterten Realitätstunnel, der Widersprüche gegen die eigene Haltung weder zulassen noch aushalten kann. Die Hypersensibilität blüht auf, die Diversität des Diskurses trocknet aus. Es sollte doch möglich sein, vegan zu leben und das Wort „Butter“ zu ertragen. Was für eine bizarre Welt es doch ist, denke ich mir, und gleite buttergleich in die Kobra.



CAMCOP MEDIA/ANDREAS KLUG (2)

Bekanntmachung: Ein Besetzerbesucher studiert die Infomationen im Foyer der Volksbühne

Und bitte lüftet mal!

Übermüdete Besetzer, feierlustige Sympathisanten und ein empörter Intendant – zu Besuch in der Volksbühne

VON PETRA AHNE

Da sind die Momente, in denen man sich fragt, ob das nicht alles einfach eine große Inszenierung ist und die Volksbühnen-Besetzer in Wahrheit Schauspieler sind, die Volksbühnen-Besetzer spielen. Wenn etwa die junge Frau, die gerade noch die Vollversammlung geleitet hat, einem hinterher im Gespräch erklärt, Chris Dercon müsse als Intendant abtreten, sei aber herzlich eingeladen, Kollektivmitglied zu werden, mit einem einfachen Stimmrecht, wie alle anderen. Und auf die Frage, warum um alles in der Welt er das tun sollte, abtreten, antwortet: weil die Menschen hier, weil die Stadt das wollen. Falls er nicht am Kollektiv partizipieren wolle, „werden wir ihn unterstützen, dass er Tempelhof weiter bespielen kann“.

Man sucht die Andeutung eines Lächelns in ihrem Gesicht, ein Funkeln in den Augen, irgendein Zeichen, dass sie schon weiß, wie unwahrscheinlich es ist, dass es dazu kommt. Aber da ist nichts. Sarah Waterfeld, Romanautorin und Kollektivmitglied, schaut ernst und ein bisschen herausfordernd und sagt dann, dass man sie bitte entschuldigen müsse. Sie habe seit Tagen nicht richtig geschlafen.

Es ist Sonnabend gegen 17 Uhr, Tag zwei der Besetzung der Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz. Durchs Foyer, durchs Treppenhaus und die großen Vorräume zum verschlossenen Theatersaal laufen viele Menschen, manche sind seit 24 Stunden da, manche wollen einfach mal gucken, und viele möchten verstehen, was das hier soll, was der Plan ist. Letzteres ist am schwierigsten, obwohl es an Manifesten nicht mangelt. Die Aktion hatte am Freitag mit einer Verlautbarung begonnen, in der man erfuhr, dass das Ganze seit einem Dreivierteljahr geplant worden sei, von einem harten Kern von 40 Personen und weiteren 110 Unterstützern: Künstler, Studenten, Gentrifizierungsgegner, Leute aus der Clubszene; dass sich die Aktion nicht gegen Chris Dercon richte, sondern gegen eine Stadtentwicklungspolitik, die eine zunehmend von Profit geprägte Kulturlandschaft hervorbringe; dass man eine Neuverhandlung der Zukunft der Volksbühne verlange und in der Übergangszeit einen Spielplan aufstelle, den mitzugestalten die alte und neue Volksbühnenmannschaft eingeladen sei. Es folgte eine lange Nacht, in der mit Dercon und Kultursenator Klaus Lederer gesprochen wurde und an deren Ende klar war, dass die Besetzer erstmal bleiben dürfen. Den Vorschlag, an einen anderen Ort umzuziehen, haben sie abgelehnt.

Wir sind drin. Und jetzt?

Das Statement, das die Volksbühne am Sonnabend veröffentlicht, klingt wie die Notiz eines Vermieters an einen Gast, bei dem man sich nicht sicher sein kann. Man erwarte von den Besetzern, dass sie das Haus vor Schaden bewahren und den Mitarbeitern friedlich begegnen. „Und bitte lüftet mal“, heißt es noch. Eine Nacht später klingt das schon nicht mehr so entspannt. „Wir fordern, dass die Politik jetzt dringend ihrer Verantwortung nachkommt und handelt“, teilen Chris Dercon und Programmdirektorin Marietta Piekenbrock am Sonntag mit. Sie verurteilten die Besetzer und deren Anliegen nicht, ihre stadtpolitischen und sozialen Themen seien wichtig. „Aber wir verurteilen die unverantwortliche Art und Weise, wie sie sich am Freitagnachmittag das Haus gegriffen haben.“ Die Aktivisten stellten sich „in beispielloser Anmaßung über unsere Künstler und deren Arbeit.“

> „Sie stellen sich in beispielloser Anmaßung über unsere Künstler und deren Arbeit.“
>
> **Chris Dercon, Intendant der Volksbühne**

Das Gebäude verwandelt sich inzwischen in eine Art Einsatzzentrale. An Tischen liegen Listen aus, in die man sich eintragen kann, für die Security werden Helfer gesucht. Man kann einziehen, mit Schlafsack. Oder nur etwas spenden, Lebensmittel, Kaffeemaschinen, Putzzeug, Geld. An den Wänden kleben Pamphlete: gegen Trump, gegen G20, gegen das Verbot der linksextremistischen Website linksunten.indymedia. Auf handgeschriebenen Zetteln steht, wann sich Arbeitsgruppen treffen: AG Zuteilung und Struktur, AG Perspektiven einer neuen Stadtpolitik, AG Grundsicherung für freischaffende Künstler. Wie ein Theater wirkt das hier nicht mehr. Eher wie eine lokale Abteilung der linken Protestbewegung Occupy. Zwischen Garderobe und Bar im Erdgeschoss finden jetzt Vollversammlungen statt.

Bei der am Sonntagnachmittag erklärt Sarah Waterfeld die Regeln für Wortmeldungen: Eine Frau muss beginnen, dann kommen Mann und Frau abwechselnd dran. Es geht um Arbeitsgruppen, Raumzuteilungen und die Frage, ob man auch mit Kindern einziehen könne. Warum es so wenige Performances, so wenig Kunst gebe?, fragt eine Frau. Das sei nicht richtig, sagt Sarah Waterfeld, im ersten Stock laufe gerade ein Film, und neben dem Foyer werde ein Theaterstück aufgeführt. Den schrillen Gesang einer Frau, die ihr Gesicht mit einem Tuch verhängt hat, hört man durchs ganze Haus.

Ob es seit Freitag noch ein Gespräch mit Chris Dercon gegeben habe, will jemand wissen. Man stehe bereit, sagt Waterfeld. „Er kann sich wie jeder andere hier frei bewegen.“ Die Besetzer wissen, wie unverfroren sie sind. Und mehr als vieles andere bräuchte die Stadt tatsächlich einen Ort, der daran erinnert, was sie seit dem Mauerfall ausgemacht hat und was sie dabei ist zu verlieren: Räume, die anderen Regeln folgen als denen des Marktes. Doch hier wurde ein Theater besetzt, das Menschen seit über 100 Jahren mit den Mitteln der Kunst erreicht und bewegt. Wenn die Besetzer irgendeine Berechtigung haben, Strahlkraft entwickeln wollen, müssen sie sich mit den Maßstäben dieser Kunst messen lassen: Wie viel Kraft hat das, was hier entsteht, wie viel Energie, Poesie vielleicht? „Doch Kunst“ steht auf der langen Stoffbahn, die seit Freitagnachmittag über dem Eingang der Volksbühne hängt. Viel war davon bis jetzt nicht zu spüren.

NACHRICHTEN

Soul-Sänger Charles Bradley mit 68 Jahren gestorben

Der Soul-Sänger Charles Bradley ist tot. Nach einem langen Kampf gegen den Krebs starb er am Samstag in New York im Kreise seiner Familie, Freunde und ehemaliger Band-Mitglieder, wie auf seiner Website bekanntgegeben wurde. Bradley wurde 69 Jahre alt. Erst vor wenigen Jahren hatte er mit dem Album „No Time For Dreaming“ den Durchbruch geschafft. Bradley wurde am 5. November 1948 in Gainesville (Florida) geboren und wuchs im New Yorker Stadtteil Brooklyn in ärmlichen Verhältnissen auf. Lange Zeit arbeitete er als Koch und spielte nebenher kleine Konzerte. Als Black Velvet trat er in Brooklyn in einer James Brown-Tribute-Show in Brooklyn auf, wo er schließlich entdeckt wurde. 2002 veröffentlichte er seine erste Single „Take It as It Comes“. Bradley wurde wegen seiner großen Bühnenpräsenz oft mit James Brown verglichen. Sein spätes Debütalbum „No Time For Dreaming“ erschien erst 2011. Tourneen führten ihn durch die USA und Europa und wurden in dem Film „Charles Bradley: Soul of America“ (2012) dokumentiert. *(dpa)*

IMAGO

Charles Bradley (1948–2017)

Schauspielerpreis für Jutta Hoffmann und Karl Markovics

Jutta Hoffmann (76) und Karl Markovics (54) sind mit dem Deutschen Schauspielerpreis 2017 ausgezeichnet worden. Jutta Hoffmann wurde am Freitagabend in Berlin für ihre Hauptrolle in der BR-Produktion „Ein Teil von uns“ gewürdigt, der Österreicher Markovics für sein Spiel im BR-„Polizeiruf“ „Und vergib uns unsere Schuld“. Den Ehrenpreis für das Lebenswerk bekam Hanna Schygulla (73). Als Institution wurden zudem die öffentlich-rechtlichen Sender mit dem Ehrenpreis Inspiration geehrt. Die Laudatio hielt Bundesaußenminister Sigmar Gabriel. Der Deutsche Schauspielerpreis wurde 2012 initiiert. *(dpa)*

Rekordbesuch bei Hamburger Reeperbahnfestival

Mit einem Besucherrekord, einer ausgezeichneten Singer-Songwriterin und einer Premiere in der Elbphilharmonie ist das Hamburger Reeperbahnfestival in der Nacht zu Sonntag zu Ende gegangen. Mehr als 40 000 Besucher waren seit Mittwoch auf den Kiez geströmt, um den gut 600 Konzerten von rund 420 Bands und Künstlern wie Liam Gallagher oder Beth Ditto zu lauschen. Aus dem Programm stach unter anderen die Britin Jade Bird heraus, die am letzten Festivaltag den Anchor-Award erhielt. „Sie hat eine großartige Zukunft vor sich“, lobte der Jury-Vorsitzende Tony Visconti, Produzent zahlreicher David-Bowie-Alben, die junge Singer-Songwriterin aus London. *(dpa)*

UNTERM STRICH

SCHNITTE

Treue auf Abruf

VON RALF SCHENK

Im Sommer 1986 meldet sich das sowjetische Außenhandelsunternehmen Sovinfilm bei der Defa mit der Bitte um eine Koproduktion. Der Film soll den beschwörenden Titel „Wir bleiben treu“ tragen. Geplant ist ein Gemeinschaftswerk von sechs Staaten des Warschauer Pakts: UdSSR, DDR, Polen, Ungarn, Tschechoslowakei und Bulgarien. Sechs Hauptfiguren, aus jedem Land eine, lernen sich im Spanienkrieg kennen. Als Kämpfer in den Internationalen Brigaden bieten sie dem Faschismus Paroli. Nach der Niederlage trennen sich ihre Wege. Der Film verfolgt ihre Schicksale über die nächsten zwanzig Jahre, bis zum Ungarnaufstand 1956, wo sie sich am Grab ihres ermordeten kommunistischen Freundes wiedertreffen.

Die Defa-Leitung ist von dem zweiteiligen Mammutwerk nicht begeistert. Sie signalisiert nach Moskau, zwar durchaus am Film teilhaben zu wollen, aber nicht als zahlender Koproduzent, sondern als Dienstleister, der dafür Geld erhält. Doch der Fall wird politisch entschieden, auf Druck von oben gilt das Ganze nun als Staatsauftrag. Die Defa kommt um die Koproduktion nicht herum, im Januar 1987 wird der Vertrag unterzeichnet.

Die künstlerische Leitung liegt ganz in russischer Hand: Autoren, Regisseur, Kameramänner. Die Defa stellt für die in Deutschland spielenden Teile einen Szenenbildner, einen Regieassistenten und einen Co-Autor, der die gröbsten inhaltlichen Fehler ausbügeln soll. Gedreht wird im Juni 1987 in Potsdam, Caputh und Umgebung. Für die Massenszenen engagiert die Defa 653 Kleindarsteller; hinzu kommen vierhundert sowjetische Soldaten. Das ungeliebte Kind kostet dem Studio knapp 1,2 Millionen Mark.

Tatsächlich ist die deutsche Episode eher dürftig. Es geht um zwei Brüder: Martin Schneider (Peter Zimmermann) kämpft in den Internationalen Brigaden, Kurt (Erwin Berner) in der faschistischen Legion Condor. Im Zweiten Weltkrieg und auch danach treffen sie sich wieder, jeweils auf verschiedenen Seiten der Barrikade. Als Überraschung sieht das Drehbuch vor, dass der böse Bruder am Ende gar nicht so böse ist, sondern als Kundschafter des Friedens in den Westen geschleust wird.

Als der Film fertig ist, ist er fast vier Stunden lang. Das liegt an seinem Charakter als politische Stopfgans: Immerhin müssen der Kampf polnischer Kommunisten gegen die nationalistische Armija Krajowa, die Vereinigung von KPD und SPD in Berlin und der Ungarnaufstand untergebracht werden. Dazu die Schwierigkeiten sowjetischer Spanien-Heimkehrer mit dem stalinistischen System sowie eine unvollendete Liebesgeschichte. Außerdem entschließt sich Regisseur Andrej Maljukow während der Aufnahmen, weitere Szenen zu erfinden. Denn zwischen Drehbeginn und -ende sind Glasnost und Perestroika in aller Munde. Und das soll sich im Film, der noch weitgehend den Geist der Breshnew-Zeit atmet, irgendwie widerspiegeln. Zum Beispiel durch Szenen im Gefängnis und in einem sibirischen Straflager, die es im Drehbuch nicht gibt.

Am 10. Juni 1988 wird „Wir bleiben treu“ in Moskau abgenommen, nunmehr gekürzt auf drei Stunden. Die Defa-Leitung macht gute Miene zum Spiel. Sie weiß, zu Hause wird sich niemand für das dialoglastige, holzschnitthafte Werk interessieren. Wieder zurück in Berlin, legt man fest, keine Vollsynchronisation wie üblich zu machen, sondern die Dialoge durch Sprecher einlesen zu lassen. Im November 1988 werden fünf Schauspieler ins Synchronstudio Johannisthal geholt, die Sprachbänder anschließend nach Moskau geschickt, um dort Kopien für die DDR zu fertigen. Im Februar 1989 wird die Bestellung von ursprünglich sieben auf zwei Kopien verringert, wohl auch aufgrund von Einwänden des Progress-Verleihs.

Der Film, so äußern dessen Vertreter, liefere, ähnlich wie die in der DDR verbotene Zeitschrift Sputnik, eine „verzerrte Darstellung der Geschichte aus subjektiver Sicht der Macher“ und könne „zu Problemen bei jungen Zuschauern führen“. Gemeint sind die Gefängnis- und Lagerszenen.

Die in Moskau bestellten Kopien kommen nie in der DDR an. Aus Ost-Berlin drängt auch niemand. Dann fällt die Mauer. Und „Wir bleiben treu“ wird zum hierzulande letzten nicht aufgeführten Defa-Film der Geschichte.